



Aufbrechen, Ausbrechen,

SINNSUCHE. Was treibt Menschen an, sich in die unwirtlichsten Gegenden der Welt wie Polarregionen, Bergspitzen oder Wüsten zu bewegen? Manche behaupten, es sei der Wunsch nach Abenteuern. Freddy Langer ist da anderer Meinung.

Wir waren zu achtzehnt, siebzehn Männer, eine Frau: Teilnehmer einer Ski-Expedition. Und es war wohl ein seltsam anmutendes Bild, wie wir verummumt bis zur Unkenntlichkeit in langer Reihe hintereinander herliefen. Elf Tage lang waren wir so unterwegs. Jeder in seinem Tempo, aber jeder in der gleichen Spur. Manchmal lagen fünf-, sechshundert Meter zwischen dem ersten und dem letzten. Wir waren auf dem Weg zum Nordpol.

Zu sehen gab es nichts. Nicht viel zumindest. Es war, als bewegten wir uns durch ein Bild, in dem es keine andere Farbe gibt als Weiss und kaum andere Formen als die erstarrten Wellen des gefrorenen Arktischen Meeres. Obwohl die Dimensionen gewaltig waren, fehlte jegliches Detail. So folgten wir einem Weg, den es nicht gibt, zu einem Punkt, der mathematisch berechnet ist und der eher in den Köpfen als auf dem Globus existiert. Kein Steinhaufen würde uns empfangen, kein Schild «Willkommen am Nordpol» und schon gar nicht der grosse Nagel, von dem die Eskimos sagen, er rage dort als Verlängerung der Erdachse aus dem Eis. Es würde nicht einmal anders aussehen als an unserem Startpunkt, der russischen Eisstation «Borneo».

Nur der Ehrgeiz trieb uns durch einen Sturm, der an der Kleidung zerrte und auf jedem Fleckchen Haut, das nicht verpackt war, zu spüren war wie ein Messerstich. Hätten wir nicht unentwegt das GPS-Gerät befragt, wir hätten nicht gewusst, wo wir uns befinden. Und mehr als einmal mussten wir glauben, wir bewegten uns im Kreis; schlimmer noch: auf der Stelle. Da kommt einem durchaus der Gedanke, man löse sich demnächst in dieser Unendlichkeit auf; zugleich redet man sich ein, man nehme diese gefrorene Landschaft Schritt für Schritt in Besitz – es ist ein Erlebnis, beängstigend nahe am Pathologischen. Und am Ende bleibt doch nichts als das Bild eines weissen Lochs, in das die Erinnerung stürzt wie in einen Strudel und in dem sie sich im blanken Nichts verliert. Trotzdem würden am Ziel, dem

Nordpol, alle sagen, dass es die aufregendste Reise ihres Lebens war.

Was aber hatte uns in diese eisige Leere getrieben? Mit dem Sammeln ästhetischer Eindrücke jedenfalls hatte es nichts zu tun. Denn die Sehnsucht nach dem erregenden Gefühl einmaliger Naturerlebnisse war rasch erfüllt; eher ging es hier um das erregende Gefühl, im Moment des Risikos den eigenen Körper zu spüren. Zu agieren statt zu reagieren. Sich psychisch und physisch zu schinden bis an die Grenze zum Masochismus, um das Leben in seiner intensivsten Form zu empfinden. Aufbrechen. Ausbrechen. Grenzen überschreiten.

Nichts anderes bedeutet «reisen» in seinem buchstäblichen Sinn. Der Begriff leitet sich ab vom althochdeutschen Verb «risan», das eine Bewegung nach oben beschreibt, also aufstehen heisst oder sich erheben – und wenn man genau hinhört, glaubt man, in dieser ursprünglichsten Bedeutung den Kraftakt mitschwingen zu hören, der sich dahinter verbirgt. Ich pfeife auf die Geborgenheit, ruft der Reisende, wenn er die Tür hinter sich zuwirft und hinaustritt in die Welt. Mit den Pauschalarrangements der Anbieter von Bildungs-, Aktiv- oder Erholungsurlaub will er nichts zu tun haben. Die Vorstellung, seine Ferien reglos im Liegestuhl zu verbringen, wird ihm zum Abbild der Hölle, keineswegs des Paradieses. Und damit bloss keiner auf die Idee kommt, ihn mit einem gewöhnlichen Touristen zu verwechseln, trägt er beim Besuch von Reisemessen oder den regelmässigen Treffen der Globetrotter feste Wanderschuhe und winddichte Gore-Tex-Kleidung, gradeso, als sei nicht ausgeschlossen, dass er auf dem Heimweg einen kleinen Abstecher auf einen Achttausender mache.

Verlangen nach Veränderung und Aufbruch

Es zählt zu den Geheimnissen des Reisens, dass sein Zauber bis heute nicht endgültig ergründet ist. Dabei ist das Verlangen der



Grenzen überschreiten...

Menschen nach Veränderung und Aufbruch kaum jünger als die Geschichte der Menschheit selbst. Anfangs freilich gab es handfeste Gründe: Die grossen Mythen berichten von Helden, die unterwegs sind in die Ferne, grosse Taten zu vollbringen. Die kleinen Geschichten erzählen immerhin noch von der Suche nach neuen Weideplätzen für das Vieh oder brauchbaren Bodenschätzen für das Handwerk; später folgten wirtschaftliche und religiöse, politische und militärische Interessen, deretwegen mal Einzelne, mal ganze Kohorten loszogen. Da wird wohl jedes Mal auch ein Moment von Sehnsucht oder Neugierde mitgespielt haben, aber dass das Reisen mit blosser Lust begründet wird, ist ein vergleichsweise modernes Phänomen. Denn dazu mussten die Welt und ihr Inventar zunächst komplett katalogisiert sein. Jetzt erst darf Reisen bedeuten, einfach nur unterwegs zu sein in der Bewegung.

Niemand hat dieses Prinzip vollkommener verkörpert als Bruce Chatwin, der schon zu Lebzeiten zum Idealtypus des modernen Gentleman-Globetrotters werden sollte, nein: wollte. Denn kaum weniger Energie als in sein Werk verschwendete er in die Legendenbildung. Sie beginnt mit der Behauptung, er habe während seiner Beschäftigung beim Kunstauktionshaus Sotheby's so «intensiv geschaut», dass er seine Augen in den Wüsten Afrikas erholen musste. Und sie endet mit der aberwitzigen Erklärung seiner Erkrankung mit Todesfolge im Alter von nur achtundvierzig Jahren, in der keine Rede ist von Aids, dafür von einem tausend Jahre alten chinesischen Ei, einer Spezialität, die leider verseucht gewesen sei. Vielleicht zielte seine grösste Sehnsucht deshalb gar nicht auf die Ferne, sondern darauf, ein gedichtetes Leben zu leben. Seine Khaki Hosen schienen wie angewachsen. Und nur zu gern liess er sich sinnend und mit kleinem Rucksack in leerer Landschaft fotografieren.

Dennoch war es mehr als bloss der Wille zur Selbststilisierung, der ihn um den halben Globus trieb. Es war eine Suche. Anfangs noch konkret, als er in Patagonien der Her-

kunft eines prähistorischen Faultierfelds nachspürte; das Buch dieser Reise machte ihn berühmt. Später eher metaphysisch, als er in Australien auf den «Songlines» der Aborigines, den Traumpfaden, wandelte; das Buch dieser Reise machte ihn zum Idol. Chatwin analysiert darin die eigene Unstetigkeit und erhöht sie kurzerhand zu einer «Theorie der Bewegung als Triebfeder des Lebens». Was mit Überlegungen zum Nomadentum begann, spitzt er zur pseudowissenschaftlichen Arbeit zu, die den Bewegungsdrang bis in die Evolutionsgeschichte zurückverfolgt. Die Evolution, schreibt er, habe den Menschen «zu einem Leben periodischer Fussreisen durch brennend heisses Dornen- und Wüstenland bestimmt». Vorsichtig spricht er von ererbter Rastlosigkeit, folgert, dass Sesshaftigkeit und Besitz uns auf Dauer ermüdeten – und versteigt sich am Ende in die These, Kain, der Besitzende, habe Abel, den Nomaden, erschlagen, weil er dessen Ungebundenheit nicht ausgehalten habe. Das ist ein sehr romantisierendes Bild des Nomaden, und wer je irgendwo auf der Welt Hirten begegnet ist, die mit Sack und Pack und Herde durch Wüsten zogen oder über Berge, wollte nicht für eine Sekunde mit ihnen tauschen. Aber denen, die keiner Wolke am Himmel nachschauen können, ohne Fernweh zu verspüren, hat Chatwin eine Metapher an die Hand gegeben, mit der sie ihre eigene Sehnsucht umschreiben können. «Heute hier, morgen dort», ist die dazugehörige Hymne.

Unterwegssein als Symbol fürs Leben

Man wird nicht gleich an Mord denken, aber mit Neid darf jeder Reisende bis heute rechnen. Dabei fragt man gar nicht einmal nach seinen Erlebnissen, seinen Erfahrungen. Das Unterwegssein selbst ist schon ein Wert. Fast wird es zum Symbol für das Leben. Und auch wer nie das Pascal-Zitat gehört hat, wonach unsere Natur in der Bewegung sei und völlige Ruhe den Tod bedeute, fühlte sich sicher mehr als einmal im Trott zwischen Büroar-

beit, Verkehrsstau und Dreizimmerwohnung lebendig begraben.

Reisen wird gleichgesetzt mit Freiheit – allemal mit der Freiheit von den Zwängen des Alltags. Mit einem Schlauchboot den Franklin River hinunter; mit einer Kamelkarawane die Salzstrasse entlang; mit dem Motorrad über die Route 66, deren Reiz man tatsächlich nur in der Bewegung erlebt, wenn die Maschine im konstanten Tempo von einer Bodenwelle zur nächsten federt, der Mittelstreifen wie auf einem Förderband unter den Rädern hindurch geschoben wird und die Telegrafendrähte am Strassenrand mit ihrem Auf und Ab eine monotone Melodie zu summen beginnen: Zwei, drei Stichworte reichen oft aus, und unsere Erinnerung spult ganze Filme ab, sogar dann, wenn wir selbst nie auf diesen Strecken unterwegs gewesen sind. Längst hat der Mythos die Wirklichkeit überholt.

Wer reist, sucht deshalb nicht selten die Heimat seiner Träume. Dass man unterwegs dann feststellen muss, dass auch die Hamburger entlang der Route 66 nur Hamburger sind, dass das Bier dort nicht besser schmeckt als anderswo und die Motels keineswegs gemütlicher sind, dass am Ende die endlose Weite sogar eher in die Melancholie als die Emphase führt, sind Erfahrungen, die den Reiz einer solchen Reise durchaus vermehren könnten – verdrängte man sie nicht auf der Stelle. «Lange Reisen, grosse Lügen», lehrt ein spanisches Sprichwort. Niemand würde gestehen, von einer Reise unglücklich nach Hause gekommen zu sein. Was schief gegangen ist, wird später als Abenteuer verkauft.

Welterkenntnis und Selbsterkenntnis

Und doch wird niemand bezweifeln, dass das Reisen das Bewusstsein auf ganz eigene Weise schärft. Nie wird es deshalb unterwegs allein um Welterkenntnis, sondern immer auch um Selbsterkenntnis gehen. Manche bezeichnen das Reisen sogar als einen reinigenden und therapeutischen Vorgang.



Die neuen Eindrücke, die auf den Reisenden einstürzen wie ein Hagelschauer, empfindet er ja gerade nicht als Bedrohung. Sie befreien den Geist und aktivieren den Körper. Prompt schmeckt der schlechteste Kaffee in einem Pariser Bistro besser als der teure Espresso aus der exklusiven Kaffeemaschine in der Küche daheim. Nie mobilisiert man mehr Energie als auf Reisen. Den Hügel noch hinauf und dann den nächsten, bloss um zu sehen, wie es dahinter aussieht, marschieren selbst die munter los, die sonst das Auto nehmen, um auf die andere Strassenseite zu kommen. Und nie ist die Wahrnehmung intensiver. Noch die kleinste Entdeckung wird als grossartig erlebt und mit der Ausschüttung von reichlich körpereigenen Opiaten belohnt – und wenn es nur ein kleiner Käfer ist, der sich verzweifelt abmüht, eine Düne hinauf zu kriechen. Was man daheim keines Blickes würdigen würde, wird nun Anlass für ganze Weltgebäude.

Nicht immer enden sie in gewagten Utopien. Denn auf Reisen wird das Denken erstaunlich klar. Es ist, als setzte sich die äussere Bewegung nahtlos fort in einer inneren, geistigen Bewegung. Zuvor verwinkelte Gedanken entwirren sich mit einem Mal wie von allein. Und zur eigenen Überraschung ist man Ideen gegenüber offen, die man zu Hause mit einer verächtlichen Geste abgetan hätte – nicht zufällig haben sich Begriffe aus der Geographie, «Standortbestimmung» etwa oder «Horizont», in unseren Sprachgebrauch eingeschlichen, wenn wir über uns selbst nachdenken. Umso überraschender ist es, dass sich Reisende nicht selten den Vorwurf gefallen lassen müssen, sie seien auf der Flucht vor sich selbst.

Es ist ein alter Vorwurf, der sich auf die Behauptung stützt, der Menschheit ginge es besser, wenn jeder ruhig in seinem Zimmer bliebe. Niemand konterte schöner als der niederländische Schriftsteller Cees Nooteboom, selbst ein getriebener Globetrotter, der keinen Umweg auslässt, wie er schreibt, und bisweilen erst am Busbahnhof oder sogar am Flughafen entscheidet, wohin die Reise ge-

hen soll. Man selbst, erklärte er bei Gelegenheit, sei beim Reisen ja immer der Fixpunkt, der still stehe, während die Welt sich um einen herum drehe. Ihm wird das Reisen zu einer Existenzform nahe der Meditation, zur Suche «nach der Stille in der Bewegung» und damit gerade zur Reise zu sich selbst. Lange Reisen, grosse Worte, möchte man hinzufügen. Schriftsteller haben wohl ihren eigenen Grund für die Rastlosigkeit.

Liegt die Grenzüberschreitung in der menschlichen Natur?

Und die anderen Menschen? Warum brechen sie aus dem wohlbehüteten Leben aus? Biochemiker verweisen auf eine spezielle Form des Gens D4DR, die dem Menschen die Anlage zum Abenteuer förmlich in den Körper lege. Allzu rar scheint dieses Gen nicht zu sein angesichts seriöser Debatten der Krankenkassen, Freizeitabenteurern den Schutz zu verwehren, erst recht angesichts knapp einer halben Million Bewerber allein in Deutschland für die Wildnis-Rallyes diverser Tabakkonzerne. Soziologen haben ihre eigene Theorie: Sie verweisen auf das Streben des bürgerlichen Menschen nach Individualität und Abgrenzung von der Masse. Und die Psychologen? Sie nennen die Grenzüberschreitung einen Archetypus, der von Kindheit an, wenn die unmittelbare Umgebung erforscht und die eigenen beschränkten Möglichkeiten erprobt werden, ein Leben lang weiterwirke und dafür Sorge, dass der Mensch nie und nimmer zur Ruhe komme – und heben den Mangel an Gelegenheiten hervor, sich in einer scheinbar gefahrlosen Welt noch zu bestätigen. Extremerfahrung bezeichnen sie als Flucht vor dem Versicherungsvertreter. Jene kollektiven Mythen von Entdeckung, Gefahr und Bewährung, von Leiden und Erlösung aber müssen heute künstlich arrangiert werden – und wenn es die Abenteuerreise zum Nordpol ist.

Unsere Erfahrung auf der Eiskecke des gefrorenen Polarmeers aber war eine ganz andere. Da war nichts zu spüren von Gefahr

und Bewährung. Wenn wir ehrlich waren, führte uns unser arktisches Abenteuer nur vordergründig aus einem geordneten Leben hinaus in ein wildes Chaos. In Wahrheit setzte es einem mitunter schwer verständlichen Alltag die strenge Logik einer Expedition entgegen. Mit schon buchhalterischer Mentalität fügten wir uns in einen strikt organisierten und ganz und gar primitiven Reisealltag. Kaum sonst etwas in unserer Welt ist so überschaubar wie die Besteigung eines Bergs oder die Durchquerung einer Wüste, einerlei ob aus Sand oder Eis. Nirgendwo sonst lässt sich ein Ziel so umweglos beschreiben. Das Leben als Weg, den es zurückzulegen gilt, findet hier seinen vollkommenen, geradezu plakativen Ausdruck. Hier ist das Tal, dort ist der Gipfel; oder eben: Hier ist die Eisstation, dort ist der Pol. Das Abenteuer gibt die Bestätigung, etwas erreicht, zu Ende gebracht zu haben. Das gibt Halt und vermittelt selbst im Chaos aufgerissener Presseisrücken Geborgenheit.

Pathos ist ein schlechter Reisebegleiter, mussten wir erkennen. Nichts blieb damals übrig von der gehegten Hoffnung, an einen Endpunkt zu marschieren, um dort alles zurückzulassen, das Gewicht der eigenen Kultur und Geschichte abzulegen und von vorne beginnen zu können. Es war nur einfach ein ferner, selten begangener Pfad, den wir gegangen waren. Künftig, so beschlossen wir, wollten wir uns mit unseren Abenteurern an Robert Swan orientieren. Im Winter 1985 war er gemeinsam mit Roger Mear und Gareth Wood zum Südpol gelaufen. Die Frage nach dem Warum beantwortete er so knapp und präzise wie niemand zuvor: «Um auf Partys Frauen zu beeindrucken.»

f.langer@faz.de

Freddy Langer leitet den Reisetil der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung». Den Globus hat er in den vergangenen zwanzig Jahren mehrmals umrundet; nirgends fühlt er sich wohler als dort, wo die Erde sich am langsamsten bewegt; im sehr hohen Norden und im sehr tiefen Süden.

Quelle: «StadtAnsichten» (Das Magazin der Autostadt, Wolfsburg)